



Maryam Boghdadi aus Zürich kennt sich aus mit islamischen Traditionen.

«Mohamed gehört dazu»

In muslimisch geprägten Gesellschaften werden Menschen mit einer geistigen Behinderung ambivalent wahrgenommen. Einerseits wird ihnen mit viel Liebe begegnet, andererseits aber auch mit Scham. Maryam Boghdadi aus Zürich, eine Protagonistin des insieme-Films «5min», hat einen geistig behinderten Cousin in Kairo. Sie und die Politologin Elham Manea geben Einblick in ihre Kultur.

Text: Susanne Schanda – Foto: Vera Markus

Die 21-jährige Studentin Maryam Boghdadi aus Zürich meldete sich spontan, als sie auf einer Online-Plattform der Universität ein Inserat sah, mit dem Leute für ein «soziales Experiment» gesucht wurden. Sie wusste nicht, dass es um den insieme-Film «5min» ging. Sie hatte keine Ahnung, was auf sie zukommen würde, aber das Neue reizte sie. «Ich machte mir dann schon etwas Sorgen, ob ich plötzlich vor einem kaputten Junkie oder Alki sitzen würde», erzählt sie. «Aber als ich dann Sebastian traf und merkte, dass es um geistige Behinderung ging, war ich erleichtert. Das kannte ich. Das war mir vertraut. Das ist normal für mich.»

Die in Zürich geborene Muslimin hat sieben Jahre in Kairo gelebt. Ihre Mutter, die selbst zum Islam konvertierte, wollte, dass die Kinder die Kultur ihres Vaters kennenlernten. Die Familie zog nach

Hurghada am Roten Meer, wo die Eltern arbeiteten. Maryam war damals 11 und besuchte dort eine englischsprachige Privatschule. Mit 16 kam sie in die American High School in Kairo und lebte in dieser Zeit zwei Jahre lang bei ihrer Tante, die einen Sohn mit Down-Syndrom hat. «Ich kannte Mohamed, seit er ein Baby war. Er gehörte immer dazu. Aber erst, als ich mit ihm unter einem Dach wohnte, lernte ich ihn im Alltag kennen», sagt die junge Frau, die seit zwei Jahren wieder in Zürich lebt. Sie merkte, dass sie mit ihm genauso lachen und streiten konnte wie mit ihren jüngeren Geschwistern. «Ich lernte, normal mit ihm umzugehen, ihn ernst zu nehmen und seinen eigenen Willen zu respektieren.»

Maryam Boghdadi sah aber auch, wie schwierig das Leben für ein behindertes Kind in Ägypten ist. Obwohl das Land die UN-Behin-

der Menschenrechtskonvention bereits 2007 unterzeichnete und ein Jahr später ratifizierte, ist Ägypten noch weit davon entfernt, Menschen mit Behinderung gleiche Rechte zu gewähren und in die Gesellschaft zu integrieren.

Ambivalente Haltung

Die jemenitisch-schweizerische Politologin Elham Manea beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit muslimischen Gesellschaften und stellt fest, dass die Haltung gegenüber Menschen mit Behinderung in den meisten muslimischen Ländern ambivalent ist: «In der Literatur, etwa bei Nagib Machfus, gibt es die Figur des Verrückten, des Derwischs, der aus der Normalität fällt und nahe beim Göttlichen ist. Von daher gelten Menschen mit einer geistigen Behinderung manchmal als Quelle eines göttlichen Segens und werden entsprechend wie Heilige verehrt. Auf der anderen Seite werden sie aber im Alltag oft belästigt und gehänselt, gerade von Kindern.» Aber das grösste Problem in armen Ländern wie Ägypten oder Jemen sei der Mangel an qualifizierten Institutionen für behinderte Menschen. Die staatliche Abbasiya-Klinik in Kairo ist die grösste Institution für Menschen mit einer geistigen Behinderung in Ägypten und geniesst einen zweifelhaften Ruf. Der Name Abbasiya wird in der Umgangssprache abwertend für verrückt oder wahnsinnig verwendet. Maryam Boghdadis Cousin Mohamed hat Glück, dass seine Familie vermögend genug ist, ihm den Besuch einer privaten Schule zu ermöglichen. Er ging vorerst in die Sonderklasse einer Regelschule und hatte einen «Shadow Teacher», der sich speziell um ihn kümmerte. «Aber die anderen Kinder haben ihn gemieden und so blieb er in der Schule immer allein. Er hat kaum Sozialkompetenz gelernt, weil er nur selten mit anderen Kindern zusammen war», sagt Maryam Boghdadi. Die Kinder seien in der Schule kaum gefördert worden und vegetierten nur vor sich hin. Deshalb nahm ihn die Tante wieder aus der Schule und liess ihn zuhause unterrichten. Drei bis vier Mal in der Woche kam eine Lehrerin nach Hause, die für das Unterrichten von Kindern mit besonderen Bedürfnissen qualifiziert war. «Aber Mohamed war nicht immer in der Laune zu lernen, wenn sie kam, und so gab meine Tante auch das wieder auf.» Heute ist der 13-Jährige wieder in einer Privatschule. Diese Schule mit Tagesbetreuung und einer Werkstatt ist für Altersgruppen von den ganz Kleinen bis zu 20-Jährigen eingerichtet.

Behinderung als eine Prüfung Gottes

Maryam Boghdadi ist praktizierende Muslimin, die betet, fastet und das islamische Kopftuch trägt. Im islamischen Verständnis werde die Geburt eines behinderten Kinds als gottgegeben akzeptiert, sagt sie: «Wenn Gott jemandem ein Kind mit einer Behinderung gibt, hat er seinen Grund dafür. Gott gibt uns schwere und leichte Prüfungen, aber nichts, was wir nicht bewältigen können.» Daher ist auch die Abtreibung verboten. In der islamischen Jenseitsvorstellung komme zudem ein geistig behinderter Mensch direkt ins Paradies,

ohne sich zuerst vor dem Jüngsten Gericht für seine guten oder schlechten Taten verantworten zu müssen, weil er gar nicht die Fähigkeit habe, Verantwortung zu tragen.

Elham Manea, die für einen humanistischen Islam eintritt, verweist auf die grosse Kluft zwischen Idealvorstellungen des Islam und der Praxis. «Es gibt heute ein Stigma gegenüber geistig behinderten Menschen in der islamischen Welt. Obwohl viele Familien ihren

«Gott gibt uns schwere und leichte Prüfungen, aber nichts, was wir nicht bewältigen können.»

behinderten Kindern viel Liebe und Fürsorge schenken, ist die Scham präsent.» Auf der Ebene der Gesetze seien die meisten islamischen Länder noch weit von einer Gleichberechtigung entfernt. 70 bis 80 Prozent der behinderten Menschen seien dort arbeitslos.

Grosses Gefälle zwischen Reich und Arm

In den Golfstaaten, wo viel Geld vorhanden ist, gebe es qualitativ hochstehende Heime mit Tagesstrukturen und Ausbildungsplätzen. «Aber selbst hier fehlt die Einsicht, dass Menschen mit geistiger Behinderung die gleichen Rechte haben sollten wie alle anderen auch.» Ansätze zu einer Inklusion in Schule und Arbeit gibt es laut Elham Manea in Katar, Oman und Jordanien. «Das Emirat Katar ist geradezu vorbildlich, was die Integration von Menschen mit Behinderungen in den Arbeitsmarkt angeht, das gilt besonders für den Privatsektor.» Dagegen sei die Situation in Jemen, wo grosse Armut herrscht, absolut gravierend und unmenschlich. «Es gibt dort überhaupt keine Institutionen für behinderte Menschen. Wenn sie nicht von ihren Familien betreut werden, sondern auf der Strasse leben, werden sie wie Verbrecher in Handschellen festgenommen und in gewöhnlichen Gefängnissen verwahrt.»

Ein heikles Thema sei zudem die Ehe unter Verwandten in muslimisch geprägten Ländern, die dazu führe, dass vermehrt Kinder mit geistiger Behinderung geboren werden. «Das gilt vor allem für ländliche Gebiete in Jemen, Pakistan und für muslimische Gemeinschaften in Indien und Bangladesch. Und sogar für muslimische Gemeinschaften in Grossbritannien», sagt Elham Manea.

Mohamed aus Kairo war diesen Sommer zu Besuch in der Schweiz. «Es hat ihm sehr gut gefallen, denn es gibt hier so viele Möglichkeiten, etwas zu unternehmen», erzählt seine Cousine, die ihn einmal ins Museum mitgenommen hat. «Die Science City an der ETH Zürich war ein Highlight für ihn.» Maryam Boghdadi ist in der schweizerischen Kultur ebenso zuhause wie in der arabischen: «Paradoxerweise fühle ich mich in der Schweiz eher als Araberin und in der arabischen Welt als Schweizerin.» Zurzeit studiert sie in Luzern auf Englisch International Management and Economics. Wo ihre Zukunft liegt, ist noch offen. Nach dem Studium wird sie ihren ägyptischen Verlobten heiraten, der in Dubai arbeitet. Gut möglich, dass es sie wieder in die arabische Welt zieht. ●